

OTTO BITTNER

HEINRICH NOTZ

Neben der weltumspannenden Empfindung, die alle wahre Dichtung erfüllt, neben den Werten der Form und des Gedankens eignet den jungen Poeten unserer Zeit Lebensernst und eine tiefe Güte, ein warmherziges Suchen nach Harmonie, der sie selbst in ihrem abgründigsten Ringen noch dienen wollen.

Dies ist zunächst unser Eindruck, wenn wir Art und Schaffen unserer Jungen verstehen wollen. Es ist, als hätte die Zeit ihre zartesten seelischen Güter, ihre tausendfach gefährdeten, tausendfach in Frage gestellten Gemütswerte sich in den Geist der Künstler flüchten gemacht, die in einer harten Welt, in einer Atmosphäre verbissenen Daseinkampfes und stummen, erbitterten Ringens zwischen den Völkern der Erde noch etwas zu sagen haben.

Immer wieder nehmen sie ihre wilde, gefährliche Geliebte, das Leben, an ihr Herz, diese Einsamen, Tiefblickenden, immer wieder packt sie der Rausch der Form, immer wieder gesellt sich Mensch zu Mensch, Geist zu Geist und findet in einsamer begnadeter Stunde, was er gemeinsam mit Gleichstrebenden und Werdenden gesucht.

In den Kreis dieser Suchenden, sehnsüchtig Gestaltenden, reihen sich zwei Dichter: Otto Bittner und Otto Brandt.

„Ich sprech' die Weise meiner Sehnsucht aus, der Schlotte Nebel weithin übersteigend. Im Donner der Motoren träum' ich schweigend von einem eignen Land und meinem Haus“, singt Otto Bittner. Er sucht sein Weltgefühl im Spiegel der Dinge, der kleinen Dinge zuweilen. Der „kleine Kosmos“, der ihm nie Idylle ist, sondern weise geschauter Alltag, wird ihm zur Basis weitgespannten Fluges und Aufschwunges. Sein Geist zieht zunächst — noch erdgebunden — auf die Berge, in die Wälder der Heimat. „In deinen Abenden rauschen die Ströme durch deine Täler. In darin gehen, träumen im langen Stummsein der Wälder eigene Träume einsamer Wege“, klingt es in einem Heimatlied. Aber auch höher, hoch über alle Gipfel führt den Dichter sein



Otto Bittner (Aufn. Brühlmeyer)

Fragmente

Aufführung am Dienstag, 19. Oktober, 20,40 Uhr

Mit diesen Aufführungen beginnt die Radiobühne eine neue Reihe von Sendungen; ihr Titel „Fragmente“ gibt das Programm. Die deutsche dramatische Dichtung ist reich an künstlerisch wertvollen Bruchstücken und unvollendeten Bühnenspielen, die selten oder nie aufgeführt werden und unter denen sich gerade so manche Szenen finden, die sich für eine rein akustische Darstellung besonders eignen. Lessings prächtiges „Faust“-Fragment, das im 17. Stück seiner „Literaturbriefe“ steht, eröffnet bedeutsam die neue Reihe. Lessing hatte sich die Frage vorgelegt, ob es nicht möglich sei, jene Verbindung mit dem altüberlieferten Drama volkstümlicher Art wieder anzuknüpfen, die Gottscheds gelehrte Bemühungen zerrissen hatten. Er kannte das Schauspiel vom Doktor Faust und gedachte nun, den gespenstischen Mann ganz mit dem leidenschaftlichen Trieb nach Wahrheit zu erfüllen, ihn aber

zuletzt doch der Hölle zu entreißen, denn „die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen“. Der großzügige Plan blieb leider unausgeführt und nur das Fragment gibt eine Probe von dem Geist und der kraftvollen Haltung des Stücks: in der Versammlung der höllischen Geister hält Satan Musterung und Umfrage nach dem schnellsten seiner infernalischen Untertanen.

Das zweite Fragment ist Goethes „Nausikaa“. Es entstand nach einem früheren Plan während seines Aufenthaltes in Sizilien, in der gerade im üppigsten Frühlingsschmuck prangenden Landschaft Palermos. Der Dichter glaubte sich auf die Insel der seligen Phäaken versetzt und sein Entwurf eines „Nausikaa“-Dramas, in dem die holde Königstochter aus unglücklicher Liebe zu Ulysses zugrunde gehen sollte, wird nun hervorgeholt und sorg-



Der Thomaskantorat vor dem Bachdenkmal zu Leipzig (Aufn. E. Hoenisch, Leipzig)

bedeutende Musiker bewarben. Durch die Wirksamkeit J. S. Bachs von 1722—1750 erhielt das Thomaskantorat die höchste künstlerische Weihe. Spätere Thomaskantoren waren J. A. Hiller, der Begründer der Gewandhauskonzerte, Chr. Th. Weinlig, der Lehrer R. Wagners, und die Theoretiker M. Hauptmann und E. Fr. Richter. Seit

1913 steht Dr. Karl Straube, der Meisterorganist und Herold Max Regers, an der Spitze. Der Chor besteht aus 60 Sängern und singt regelmäßig in der Thomaskirche (Motette) und in der Nikolai-kirche (Kantate), hier unter Mitwirkung des Gewandhausorchesters, stets vor einer großen, andächtig gestimmten Hörschaft.



Radio-Wien übertrug am 10. Oktober aus Budapest die Enthüllung des ungarischen Marine-Ehrenmales an der neuen Nikolaus von Horthy-Brücke. Vorne der Reichsverweser Admiral Nikolaus von Horthy und Gemahlin (Aufn. Ernst-Hiltscher)

OTTO BRANDT

Eigenvorlesungen am Sonntag, 17. Oktober, 17,35 Uhr



Otto Brandt (Aufn. Brühlmeyer)

Brandt seine Welt. Aber er projiziert sein Weltfühlen, dem die Dinge mehr Anlaß als Gegenstand oder Spiegel bedeuten, unvermittelter in das Ewige. Seine Dichtung wächst abstrakt, seine Gestaltung schöpft unmittelbar aus dem Gefühl, sein Verweilen bei den Dingen ist zugleich Fernsein. Der Bogen, den Otto Brandt von der Erde zum Himmel spannt, ruht wohl stark in der Umwelt, aber die Bilder, auf die er gestützt ist, sind glasklar und selbst schon symbolhaft entrückt.

Diese Merkmale seiner Lyrik zeigen sich in Ansätzen auch in seiner Prosa, wo sie überdies thematisch mitbestimmend sind.

„Des weiten Himmels lichtet Gold hat sich im Abend aufgerollt und malt die ersten Sterne zart den Wolken in die leise Fahrt“, tönt ein Gedicht, „Frühherbst“ benannt. Und in einer Erzählung, „Der tanzende Mönch“, sagt Otto Brandt von einer Marienstatue: „Die Schatten vertieften den Ausdruck und es war gleichsam, als wollte der Stein das absinkende Licht mit einer großen Scheu zurückhalten.“

Otto Bittner und Otto Brandt — zwei junge österreichische Dichter — singen uns von Heimat und Erde, von Gebet und Arbeit, von Liebe und Güte und von den großen Gleichnissen unserer eigenen Sehnsucht.

fältiger durchgearbeitet. Die schönen Eingangsszenen, das Ballspiel der Mädchen und das Auftreten des Ulysses, und ein paar andere Stellen werden in klangvollen, melodisch fließenden Versen bereits ausgeführt. Die Naturstimmung der Dichtung sollte ein Denkmal seines sizilischen Insellebens werden, aber das zarte Werk gedieh über die wunderbaren Anfänge und Ansätze nicht hinaus.

Den Abschluß bildet Kleists herrliches Fragment aus dem Trauerspiel „Robert Guiskard“. Die Geschichte der Entstehung ist selbst eine Tragödie. Kleist war vom Guiskard förmlich besessen und wohl niemals ist ein dichterischer Prozeß leidenschaftlicher geführt worden als dieses stürmische Ringen um Gestaltung. Bald erlebt er Wonnen der Schöpferseligkeit, bald versinkt er in tiefstes Mißtrauen, und das Ende des Kampfes ist erschütternd. Von rasenden Kopfschmerzen halb betäubt, in Verzweiflung und Kleinmut, wirft Kleist das Manuskript ins Feuer. Jahre später hat er dann die ersten zehn Auftritte

Schauen. Der Wald, der Strom, namentlich dieser, wird Weg in die Unendlichkeit. „Erzgleich geschmiedete Fluten trägtst du unter den Himmeln. Ober dir ewige Wolken, ewig gleich dir, ziehen nach Süden, hin zu heißeren Sonnen... trägtst du das Schicksal?“

Und all dies Naturerleben mit dem Ausblick in das Ewige, all dies Verströmen und orphische Fühlen, verdichtet sich im Schaffen Otto Bittners zu weilen zu balladesker Strebung, zu wuchtiger Gegenwart, zu Kristallisationspunkten innerer Handlung, die den künftigen Dramatiker andeuten.

Ähnlich empfindet Otto

aus dem Kopf noch einmal niedergeschrieben. Der Herzog der Normannen liegt wie ein „gekrümmter Tiger“ vor Byzanz. Die Pest herrscht im Lager, er aber vertraut seiner Kraft und hält einen alten Familienzwist machtvoll nieder. Da wird er selbst von der Seuche ergriffen. Hier bricht das Fragment ab. Aber sein fort-reißender Schwung und seine bis

Alexander Svéd und Elisabeth Schumann singen am Donnerstag, 21. Oktober, 21,10 Uhr, in einem Studiolokonzert mit Orchester, das von Oswald Kabasta geleitet wird (Aufnahmen Brühlmeyer)



dahin nie gehörte Sprache, diese klassisch antikisierenden und wiederum shakespeareisch charak-

terisierenden Verse, machen das Bruchstück zu einem Meisterwerk unserer dramatischen Dichtung.

„Ein Ausflug in den Wienerwald“

Aufführung am Dienstag, 19. Oktober, 19,40 Uhr

Schrammelmusik und Gesang ertönt: „Heut' fahr'n ma mit'n Zeiserlwag'n hinaus in Wienerwald...“ Schönstes Sonntagswetter herrscht und die Selchermeisterfamilie Blunzenhuber unternimmt mit Kind und Kegel und ihren Freunden einen Ausflug ins Freie. Auf dem Kutschbock des Zeiserlwagens sitzt Herr Blunzenhuber selber. Sein Töchterchen, das fesche Annerl, hat ihre feurigsten Verehrer zur Seite, den drolligen Viehgroßzüchter Baron Mikosch aus Ungarn und den Mister Charly Johnson, der in London eine Fleischkonservenfabrik besitzt und daher dem Selchermeister als Schwiegersohn besonders willkommen wäre; die behäbige Meisterin ist selbstverständlich auch dabei, und damit gleich vom Haus aus die richtige Stimmung herrscht, hat man ein tulli Schrammelquartett und den dicken Pepi mit seinem Posthörndl mitgenommen. Und nun entwickelt sich ein echt Wiener Stimmungsbild mit Gesang und Musik. Walter Simlinger, der es flott entworfen hat, läßt einen Sprecher und eine Sprecherin von den einzel-

nen Etappen berichten, kleine Szenen und lustige Gespräche führen sie dann lebendig vor und immer wieder ertönen Lieder und Schrammelmusik. Wenn dann nach einem köstlichen Mahl mit Schnitzeln, Schinkenbein und ein paar Flascherln Wein die Männer sich auf der schönen Waldwiese zu einem gemütlichen Tarok zusammensetzen wollen und ein rasch aufsteigendes Gewitter mit Donner und Regen das Vergnügen stört, so verschlägt's der fidelen Gesellschaft auch nicht viel: schon sitzt man im Zeiserlwagen und hurtig geht's zu einem Heurigen. Die famosen Schrammeln spielen und locken immer mehr Leute an, die Stimmung steigt, Lied folgt auf Lied und der Wirbel wird immer größer. Aber einmal muß es doch auch wieder heimgehen. Unter den Klängen eines reschen „Rauschmeißers“ werden alle im Wagen verstaut, der Sicherheit halber ergreift nun Frau Blunzenhuber die Zügel und der Ausflug in den Wienerwald nimmt ein vergnügliches Ende.

Otilie von Goethe und ihre Söhne

Frauenstunde am Freitag, 22. Oktober, 15,40 Uhr

Als das Fräulein Otilie von Pogwisch sich im Jahre 1817 mit dem Kammerrat August von Goethe vermählte, hatte sie im Grunde in dem Sohn mehr den Vater geheiratet, zu dem sie in zärtlicher Bewunderung aufblickte. Und der alternde Dichter, der nach dem Tode Christianens sich einsam fühlte, freute sich aufrichtig auf sein heiteres, temperamentvolles Schwiegertöchterchen, das nun auch für ihn sorgen sollte. Nun war Otilie allerdings alles andere als eine wirtschaftliche Hausfrau, aber sie war eine gescheite, originelle Frau und Goethe fand in ihr für seine Unterhaltungen den besten und

liebenswürdigsten Partner. Jetzt trat zum erstenmal in dem großen Haus eine Dame den Gästen entgegen und entfaltete bald eine schöne Geselligkeit um sich. Die Ehe zwischen August und Otilie gestaltete sich freilich recht unglücklich. Zwei Söhne entsprossen ihr, Walter und

